

Dezember 2009

Newsletter

Autor: Prof. Josef Walch

(unter Mitwirkung von Prof. Dr. Georg Peez und Dr. Joachim Penzel)

- Gestalten und Bilden. Kunstpädagogische Tagung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
- 3. BDK-Forschungstag. Nachwuchswissenschaftler/innen präsentieren ihre Arbeiten
- Heft. Neues Periodikum für Bildnerisches Gestalten in der Schweiz
- Kuratieren. Neue Kuratoren-Studiengänge an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig und an der Ruhr-Universität Bochum
- Fernsehtürme. Eine Ausstellung des Frankfurter Architekturmuseums
- Caravaggio und Bacon. Eine Ausstellung in Rom
- Kunst mit Beipackzettel. Erwin Wurm im Münchener Lenbachhaus
- Nicht ohne meinen Venezianer. Rubens und seine Vorbilder
- Kunst-Toiletten. Zum Welttoilettag am 19.11.2009

Gestalten und Bilden. Kunstpädagogische Tagung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

„Gestaltung (im spezielleren Sinne auch Design) kann als spezifisch sachbezogener und kompetenzorientierter Anteil des mittlerweile sehr breit gefächerten Bereichs der ästhetischen Bildung verstanden werden. Gestaltung ermöglicht einen spielerischen, erfahrungs- und lustbetonten Umgang mit den Dingen; sie vermittelt zugleich auch handwerklich-technische Fähigkeiten mit spezifischen Qualitätsstandards als Teil des allgemeinen Wertebewusstseins und gibt auch durch prozess- und lösungsorientiertes Denken wichtige Impulse für einen nachhaltigen Lebensstil“ – so formulierte Dr. Joachim Penzel von der Martin-Luther-Universität Halle die Intentionen der von ihm organisierten Fachtagung am 27./28.9. 2009. Die Tagung lief mit dichtgedrängtem Programm in Plenumsvorträgen und Workshops ab. Sie muss auf dem Hintergrund einer spezifischen Entwicklung des Kunst- und Werkenunterrichts an Grundschulen des Landes Sachsen-Anhalt gesehen werden, der durch das neue, „integrative“ Fach „Gestalten“ abgelöst wurde, wobei hier ganz unterschiedliche Traditionen eingeflossen sind. Ein Zitat von Walter Gropius „Das Endziel aller bildnerischer Tätigkeit ist der Bau“, das als symbolisch zu verstehendes Motto über dem Konzept steht, verweist auf das historische Bauhaus und seine Gestaltungslehre, das Programm, künstlerische Gestaltung und materielle Produktion als Einheit zu begreifen: „Grundanliegen des neuen Unterrichtsfaches ist es, die Wahrnehmungsfähigkeit der Lernenden zur bewussten ästhetischen und technischen Erfahrung zu führen. Den Schülerinnen und Schülern eröffnen sich in den praktischen Tätigkeiten Freiräume, um eigenständige Lösungs- und Gestaltungsvarianten durch Experimentieren mit Farben, Formen und Materialien sowie das Ausprobieren unterschiedlichster Konstruktionsmöglichkeiten zu realisieren.“ Dieses Konzept wurde auf der einen Seite als Chance begriffen, aber auch in seinen Widersprüchlichkeiten kontrovers diskutiert. Im Gespräch mit den eingeladenen Referent/innen aus ganz unterschiedlichen Bereichen, von der Fachdidaktik, der allgemeinen Didaktik, dem Design bis zur Spielmittelenwicklung sollten in einem Diskurs Klärungen und Perspektiven für die weitere Entwicklung herbeigeführt werden.

Der erste Block der Tagung stand unter dem Thema „Neue Basiskompetenzen – Designorientierte Gestaltungsfähigkeiten innerhalb von Bildungsprozessen“. Georg Theunissen, der Dekan der Philosophischen Fakultät III der Hallenser Universität, plädierte in seinem einleitenden Vortrag für das Modell einer integrativen ästhetischen Erziehung, insbesondere die Integration behinderter und verhaltensauffälliger Kinder in künstlerische Projekte, und unterstrich dabei unter dem Verweis auf die Arbeiten von Hans-Günther Richter den therapeutischen Charakter von Kunst. Um Basiskompetenzen in der Grundschule zwischen Subjekt- und Sachorientierung ging es im Beitrag von Constanze Kirchner (Universität

Augsburg), die sehr konkret an unterschiedlichen, gleichzeitig exemplarischen Aufgabenstellungen aus dem Kunstunterricht der Grundschule darstellte, was mögliche elementare Grundlagen sind und wie diese vermittelt werden können. Deutlich wurde dabei, wie wichtig es ist, das bildnerische Ausdrucksbedürfnis von Kindern zu respektieren und Spielräume zu eröffnen, wie aber gleichzeitig sehr konkret Formen der Vermittlung bildnerischer und handwerklicher/technischer Kompetenzen an Aufgabenstellungen festgemacht und auch evaluiert (bewertet) werden können. Regine Mätzler-Binder von der Pädagogischen Hochschule in Zürich erläuterte in ihrem Beitrag, wie Schülerinnen und Schüler der Grundschule ästhetische Erkenntnisse in der Wahrnehmung der Interdependenzen von Material und Form gewinnen können. In einer als gelungen zu bezeichnenden Praxis stellten die Schüler ein Utensil zur Aufbewahrung ihrer Füllfederhalter her und beschäftigten sich mit der Herstellung von Schuhen. Josef Walch (Hochschule für Kunst und Design Halle) sprach über „Alte/neue Basiskompetenzen“ und analysierte auf dem Hintergrund der Fachgeschichte seit den 1870er Jahren, wie immer wieder die Aufnahme designorientierter Gestaltungsfähigkeiten in den Kunstunterricht gefordert wurde und welche Konsequenzen und Entwicklungen dies in der Praxis nach sich zog. Walch plädierte in seinem Beitrag, den aktuellen kunstdidaktischen Diskurs nicht ahistorisch zu führen, sondern in einer kritischen Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte Erkenntnisse für die aktuelle Praxis zu gewinnen. In vielfältigen Beispielen aus der Geschichte des Bauhauses, des Deutschen Werkbundes oder des Rates für Formgebung, der Geschichte des Werkunterrichts der 1960er Jahre, Initiativen des Bundes Deutscher Kunsterzieher in den 1970er Jahren, die Walch vorstellte, wurde deutlich, wie hier bereits innovative Praxisformen zu finden sind, die es zu überprüfen und weiter zu entwickeln gilt. Dabei verwies Walch auch auf die Bedeutung der „heimlichen“ ästhetischen Erzieher, die unter dem Motto „Democratic design“ das Verständnis von Design und die ästhetischen Normen vieler Menschen prägen, so den IKEA-Katalog, nach der Bibel mit über 190 Millionen Auflagen in der Rangliste, der meistgedruckten Bücher auf dem zweiten Platz.

„Pingpong zwischen Sinn und Unsinn – Das Initiieren kreativer Prozesse“ war der zweite Block überschrieben. Dabei setzte sich Stefan Scheuerer von der Hochschule Vechta mit dem oft missbrauchten und inflationären Begriff der Kreativität auseinander. Bezugnehmend auf die Arbeiten von Gisela Ullmann und Ergebnissen der Kreativitätsforschung analysierte er die Interaktion in kreativen Prozessen zwischen Person – Problem – Umwelt. Als Beispiel stellt er an der Grundlagenvermittlung des Bauhauses orientierte Materialeexperimente mit Papier vor, wie sie sich in den kunstpädagogischen „Klassikern“ „Das Spiel mit den bildnerischen Mitteln“ von Ernst Röttger finden lassen, deren erneute Diskussion in veränderten Kontexten von großem Interesse ist, so auch das von Scheuerer vorgestellte Beispiel der Umgestaltung eines Schulhofes durch Schülerinnen und Schülern einer Grundschule im Rahmen einer

Projektwoche. Wie in einem prozessorientierten Kunstunterricht vielfältige kreative Prozesse initiiert werden können, das stellte Mario Urlaß (Pädagogische Hochschule Heidelberg) am Beispiel einer Grundschule dar, wo Schülerinnen und Schüler einer 4. Klasse auf dem Dachboden der Schule „Spurensicherung“ trieben. Dass sich in einem solchen Praxisbeispiel künstlerisches Denken und Handeln ausbilden lassen im Prozess von der Recherche bis zur Präsentation, in einem Wechselspiel von Subjekt und Sache, konnte Urlaß überzeugend darlegen.

„Künstlerisches Projekt“ und „Künstlerische Bildung“ mit dem Lernziel, bei Schülerinnen und Schülern ein künstlerisches Denken auszubilden, waren die Stichworte, um die die Ausführungen von Carl-Peter Buschkühle (Universität Gießen) standen. „Präzision und Offenheit – Die Koalition von Handfertigkeiten und Spielfreude“ war der dritte Themenblock überschrieben, den Buschkühle mit seinem Referat einleitete. Eine an der Kunst orientierte Kunstpädagogik rückt künstlerische Denk- und Handlungsformen ins Zentrum des kunstpädagogischer Praxis, die auch eine Theorie der Kunst (Kunstphilosophie) ist, so Buschkühle. Die Elemente künstlerischen Lernens, die kreative Struktur der Abfolge von Chaos, Bewegung und Form nach Joseph Beuys, die Rolle des Lehrers als Begleiter der individuellen Gestaltungsprozesse der Schüler – das erläuterte Buschkühle an einem konkreten Unterrichtsprojekt zum Thema „Kopf/Porträt“. Ein relativ breiter Raum war bei dieser Tagung dem Thema „Spiel- und Lehrmittel“ und ihrer Bedeutung für einen Gestaltungsunterricht in der Grundschule eingeräumt, da es eine enge Kooperation zwischen dem entsprechenden Studiengang an der Hallenser Kunsthochschule und der Ausbildung im Fach Gestalten an der Martin-Luther-Universität gibt. Sehr praxisorientiert erläuterten Siegfried Zoels (Berlin) und Sudarshan Khanna (Ahmedabad/Indien) Möglichkeiten von Bildungsprozessen durch Spielmittel und Erfahrungen der Designpädagogik in Indien, wo das eigene Herstellen einfachster, kreativer Spielmittel im kulturellen Kontext von besonderer Bedeutung und vorbildhaft ist.

Das Thema „Nachhaltigkeit“ stand im Mittelpunkt des abschließenden Themenblocks mit Referaten von Franziska Bertschy (PH Bern) und Christine Künzli (Fachhochschule Nordwestschweiz Solothurn) und Frithjof Meinel (Hochschule für Kunst und Design Halle). Bertschy und Künzli präsentierten aus der Sicht der Allgemeindidaktik ein Forschungsprojekt und didaktische Konzepte zur Vermittlung dessen, was „nachhaltige Entwicklung“ sein kann. In ihrem Referat unterstrichen sie auch die Bedeutung eines vernetzten Denkens und Lernens im Kontext von Gestaltungsunterricht, Sachunterricht, Werken, Deutsch und Mathematik. Der Designer Frithjof Meinel, der an der Entwicklung des Konzepts des Faches „Gestalten“ und seiner Umsetzung in die Ausbildung von Grundschullehrerinnen und Grundschullehrern in Sachsen-Anhalt beteiligt ist, präsentierte u.a. Projekte, die die Wahrnehmung und Bedeutung natürlicher Ressourcen (Energie, Wasser) durch Spielmittel Vorschulkindern nahe zu bringen

versuchen und die experimentelle Entwicklung von Produkten auf der Grundlage von Naturmaterialien (Wasserhyazinthen), die in Indien als „Unkraut“ gelten.

Zu den thematischen Blöcken gab es zahlreiche Workshops, in den die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung, Studierenden, Lehrerinnen und Lehrer unterschiedlichste Inhalte, Medien und Methoden in Bezug auf das Fach „Gestalten“ erproben und diskutieren konnten. Wünschenswert wäre, den sehr produktiven Dialog, der sich bei dieser Tagung entwickelt hat, fortzusetzen. Die Ergebnisse der Tagung, Referate und eine Dokumentation der Workshops, werden in absehbarer Zeit als Publikation im kopaed Verlag München vorliegen.



Abb. 1) Vortrag von Constanze Kirchner (Augsburg)



Abb. 2) Publikum der Tagung „Gestalten und Bilden“



Abb. 3) Vortrag von Siegfried Zoels (Berlin) und Sudarshan Khanna (Indien)



Abb. 4) Vortrag von Franziska Bertschy (Bern) und Christine Künzli (Solothurn)

3. BDK-Forschungstag. Nachwuchswissenschaftler/innen präsentieren ihre Arbeiten

Über die Pluralität aktueller Forschungsprojekte in der Kunstpädagogik gab eine Veranstaltung des BDK-Referats Hochschule, die am 22. und 23. Oktober 2009 an der Düsseldorfer Kunstakademie stattfand, Auskunft. Gerade in Zeiten bildungspolitischer Veränderungen kann eine Disziplin wie die Kunstpädagogik durch eine Profilierung in verschiedenen Forschungsbereichen eigene Argumentationen differenzieren und untermauern sowie deutlich Stellung beziehen. Bereits zum dritten Mal nach 2005 und 2007 trafen sich – wie gewohnt in zweijährigem Turnus – Nachwuchswissenschaftler/innen, um sich über ihre laufenden und abgeschlossenen Forschungsprojekte auszutauschen. Das Echo war diesmal besonders groß, denn ca. 120 Teilnehmende übertrafen die Erwartungen der Veranstalterin Prof. Dr. Bettina Uhlig (Pädagogische Hochschule Ludwigsburg) bei weitem.

Insbesondere sollten diejenigen ermutigt und inspiriert werden, die sich gerade mitten im Forschungsprozess befinden oder sich mit der Absicht tragen, eine eigene Untersuchung zu beginnen. Das dialogische Prinzip wurde demnach groß geschrieben, sowohl in den angebotenen, meist von Nachwuchswissenschaftler/innen geleiteten zweistündigen Workshops als auch in vierstündigen Kolloquien. Zentral war außerdem ein so genanntes Begegnungsforum, in dem man sich austauschen und neue Kolleginnen und Kollegen kennen lernen konnte. Die Workshops und Kolloquien bildeten den Kern der Veranstaltung, die widmeten sich sehr unterschiedlichen Themenbereichen. Behandelt wurde beispielsweise die Videoanalyse von aufgenommenen Kunstunterrichtssequenzen, unterschiedliche Methoden der Bildinterpretation, die Untersuchung kindlicher Erfahrungs-, Bildungs- und Handlungsprozesse durch ethnographische Bildungsforschung oder die semiotische Analyse von virtuellen Bildern aus Computerspielen. Ferner wurden für „Forschungsstarter“ Wege und Strategien des Ermittels von Forschungsthemen vorgestellt und erörtert. Und auch grundsätzliche Fragen nach den Grenzen der Darstellbarkeit von Erkenntnissen und Forschungsergebnissen wurden aufgeworfen.

Den Auftakt der Veranstaltung bildete ein klar gegliederter und aufschlussreicher Vortrag des Philosophen Prof. Dr. Martin Seel (Universität Frankfurt a.M.) zum Thema „Schönheit – eine kleine begriffliche Reise“. Auf seine Publikationen („Ästhetik des Erscheinens“ oder „Die Kunst der Entzweiung. Zum Begriff der ästhetischen Rationalität“) berufen sich seit Mitte der 1985er Jahre viele Kunstpädagogen. Eine Aussprache schloss sich an, in der konkrete Bezüge zum Kunstunterricht geknüpft wurden. Am Abend des ersten Tages wurde zudem von Verlagsvertretern Auskunft gegeben über Publikationsmöglichkeiten und kunstpädagogisch orientierte

Buchreihen. Denn die gegenwärtigen und zukünftigen Forschungsergebnisse sollen später ja auch eine angemessene Verbreitung finden.

Der Vormittag des Folgetages stand im Zeichen 20-minütiger Kurzvorträge, in denen gerade frisch Promovierte komprimiert ihre Untersuchungen umrissen, so dass in ca. drei Stunden ein Querschnitt gegenwärtiger Forschung geboten wurde. So unterschiedlich hier die Fragestellungen waren, so unterschiedlich war allerdings auch die methodische Stringenz, mit der wissenschaftlich gearbeitet wurde. Aber eine Klärung in dieser Richtung ist letztlich ebenfalls hilfreich für das Fach.

In Rückmeldungen der Teilnehmenden wurde betont, dass der 3. BDK-Forschungstag motivierend wirkte, eine Fülle von Anregungen bot und insbesondere kollegiale Wertschätzung spürbar wurde – was über den direkt folgenden Bundeskongress der Kunstpädagogik nicht durchgängig gesagt werden kann.

Weitere Informationen zum Bundeskongress „Orientierung Kunstpädagogik“ und den damit verbundenen Diskussion finden sich auf den Webseiten des Bundes Deutscher Kunstlehrer BDK. (Georg Peez)

- <http://www.bdk-online.info/xmentor/pub/article.php?artid=3294&PHPSESSID=a4cbe1d85a6692accc909be38dc317e2>

Heft. Neues Periodikum für Bildnerische Gestaltung in der Schweiz

Was der Verband der Lehrerinnen und Lehrer für Bildnerische Gestaltung Schweiz im Januar 2008 erstmals unter dem schlichten und durchaus irreführenden Titel „Heft“ herausbrachte, erweist sich als eine materialreiche Publikation mit dem Charakter eines Jahrbuches. Das etwa postkartengroße, zwischen 350 und 400 Seite starke „Heft“ ist mittlerweile zum dritten Mal erschienen und bündelt jeweils unter einem Leitthema bildungspolitische Fragen, fachdidaktische Ansätze, Forschungsberichte und anregende Projektdokumentationen für unterschiedliche Lehrbereiche der Bildnerischen Gestaltung. In einer durchaus programmatisch zu verstehenden Einleitung beton Mario Leimbacher im Heft 01, dass es darum gehen soll, „das aktuelle Geschehen im praktischen wie im strukturellen Bereich des Unterrichts und der Forschung“ zu reflektieren, um dabei der eingestandenen Theorie-schwäche der schweizerischen Kunstpädagogik Abhilfe zu verschaffen. Wie dies genau zu verstehen ist, verdeutlicht die thematische Gliederung des ersten Heftes. Unter dem Titel „AM ANFANG DAS BILD“ werden drei einzelne Bereiche in längeren Essays und Forschungsberichten gesondert fokussiert – das sind BILDUNG, BILD und AUSBILDUNG.

Für Leser/innen aus der Bundesrepublik bietet die Diskussion der schweizerischen Fachkollegen/innen verschiedene Ansatzpunkte für die eigene Arbeit und die hiesige bildungspolitische Diskussion, die im Zuge von Bologna und Pisa zu einer beginnenden Reform bzw. Reorganisation traditioneller Unterrichtsfächer und verschiedener Schulformen geführt hat. Bereits unter dem ersten Stichwort BILDUNG wird deutlich, wie die durchaus problematische Heterogenität innerhalb der Schulorganisation einzelner Bundesländer auch anders gedacht und organisiert werden kann als in der BRD. Jürgen Oelkers geht in seinem Essay ausführlich auf die historisch neue Situation im Schweizer Schulsystem seit 2005 ein. Dort haben sich die einzelnen Kantone auf eine bildungspolitische Zusammenarbeit auf Bundesebene verpflichtet. Unter dem Leitbegriff „Harmos“ (Harmonisierung der obligatorischen Schule) hat man sich auf gemeinsame Schulstrukturen und orientierende Bildungsstandards geeinigt. So wird in Zukunft die schulpflichtige, obligatorische Basis- oder Eingangstufe schweizweit bereits mit dem vierten Lebensjahr beginnen. Daraus ergibt sich eine achtjährige kantonale Gesamtschule und weiterführend eine dreijährig gegliederte Sekundarstufe I. Während in den einzelnen deutschen Bundesländern überhaupt erst eine Thematisierung der vorschulischen Bildung (Kindergarten) beginnt und dabei aber oft nicht einmal ansatzweise Konzepte für die Professionalisierung der Erzieher/innen und die Formulierung von altersspezifischen Bildungszielen und -inhalten in Sicht sind, reagiert die Bildungspolitik im Nachbarland unmittelbar auf die in den 1990er Jahren von der Hirnforschung als grundlegend und prägend für alle weiteren kindlichen Entwicklungsprozesse erkannten Lebensjahre zwischen 4 und 6. In diesem Alter werden die entscheidenden sensomotorischen und kognitiven Fähigkeiten angelegt; was in diesem Lebensalter neuronal und physisch nicht ausgebildet wird, ist in einigen Bereichen in späteren Wachstums- und Entwicklungsprozessen nicht mehr aufzuholen (vgl. auch Spitzer 2007) Daraus eine Sorgspflicht des Staates für die frühkindliche Erziehung abzuleiten, erscheint konsequent gerade mit Blick auf die Diskussion um die Demokratisierung von Bildungschancen, auch wenn manche Romantiker dieser Ausweitung der Schulpflicht als Angriff auf den tradierten Begriff von Kindheit erleben.

Diese strukturelle Reorganisation des Bildungswesens bedarf einer flankierenden Formulierung von Bildungszielen, die europaweit unter dem Leitbegriff „Bildungsstandards“ auf der Tagesordnung stehen. Für die einzelnen Fächer bedeutet dies, den allgemeinen Begriff von Standards theoretisch-methodisch zu reflektieren, zu operationalisieren und praxisorientiert zu konkretisieren. In diesem Zusammenhang sind im Heft 01 vor allem die Texte von Edith Glaser-Henzer und Ursula Homberger interessant. Erstere unternimmt den Versuch, den mit Blick auf die Kreativfächer und deren Anspruch auf Persönlichkeitsbildung durchaus problematischen Begriff der Standards fachdidaktisch zu reflektieren. Dabei werden

zwei wichtige Orientierungsbegriffe herausgearbeitet – Konvention (kulturelle Norm) und Invention (Erfindung). Daraus können zwei Kompetenzbereiche des Fachs Bildnerische Gestaltung abgeleitet werden, einerseits eine lernzielorientierte bildnerische Erziehung und eine ästhetische Erfahrung und Bildung. Was sich hier andeutet, aber einer weiteren theoretischen Durchdringung bedarf, ist die Notwendigkeit der pluralistischen Verknüpfung verschiedener fachdidaktischer Methoden im Konzept eines ganzheitlichen ästhetischen Bildungsansatzes, der Sach- und Subjektorientierung theoretisch präzise differenziert, methodisch-praktisch aber verbindet. Dieser Versuch findet sich stärker im Text von Ursula Homberger über den Begriff Literacy, der ursprünglich Lesefähigkeit bedeutet und mittlerweile eine breite Anwendung auch auf andere Fächer erfährt. Unter Literacy wird ein bildendes Ganzes von Kenntnissen und Kompetenzen verstanden, mit dem Ziel, sich dem jeweiligen Kontext (d.h. dem jeweiligen Lebens- und Sachzusammenhang) optimal anzupassen. Ausführlich und für die Kompetenzdiskussion auch hierzulande anregend, werden die Begriffe Aesthetic Literacy und Visual Literacy diskutiert und mögliche Perspektiven für die Lehrplanarbeit gezeigt.

Im Teil II ZUM BILD sind neben einem älteren Aufsatz von Klaus Sachs-Hombach zur Bildwissenschaft für Lehrer/innen vor allem die Forschungsberichte von Béatrice Gysin über die Funktion des Zeichnens und von Thomas Gisler und Ruth Kunz über die Wahrnehmung von Bildern in unterschiedlichen Ausstellungskontexten interessant. In dem Forschungsprojekt „Wozu zeichnen?“ untersuchen Wissenschaftler und Künstler verschiedener Bereiche unterschiedliche Erscheinungsformen und Funktionen des Zeichnens. Dabei wird nicht nur die Heterogenität des Zeichnungsbegriffs deutlich, sondern zugleich klar, wie stark dieser apparateloze Bildherstellungsprozess verschiedene unersetzbare Aufgaben innerhalb menschlicher Weltauseinandersetzung und –aneignung besitzt. Diese reichen vom analytischen Begreifen der Dingwelt über das Sichtbarmachen von Handlungen, das Vermitteln von Zeiterfahrung und die Ausbildung von Erinnerungen, es ermöglicht die Erschaffung (Konstruktion) von Wirklichkeit genauso wie spezifische Formen visueller Kommunikation. Impuls gebend im Bericht von Béatrice Gysin erscheint die neurophysiologische Erkenntnis, dass Zeichnen maßgeblich zur Intelligenzentwicklung beiträgt, weil das Gehirn vorrangig durch materielle Tätigkeiten strukturiert wird. Man kann dies als starkes Argument für eine Renaissance des Zeichnens im Schulunterricht verschiedener Altersgruppen werten. Ebenso interessant mit Blick auf Schule ist der Bericht von Thomas Gisler und Ruth Kunz über ein Jugendprojekt des Schweizerischen Landesmuseums, bei dem Fotos im Museum und in einem städtischen Park zu sehen waren. Dabei wurde deutlich, dass diese Zugangsbedingungen ganz entscheidend die Form der Aneignung beeinflussen. Emotionales oder kognitive Rezeptionseinstellungen werden offenbar maßgeblich durch den Ort und die Form

der Präsentation von Bildern gelenkt. Daraus ließen sich wichtige Schlussfolgerungen für den Umgang mit Bildern in Lernsituationen der Schule ziehen – etwa: Welche emotionalen und kognitiven Konsequenzen hat es, Bilder als Buchillustration, als Beamerpräsentation, als Internetbild oder als räumlich ausgebreitetes Bildarchiv wahrzunehmen?

Der letzte Teil zur AUSBILDUNG bündelt die Lehrprogramme verschiedener Schweizer Hochschulen mit Schwerpunkt Kunst und Design, in denen die Lehrerausbildung integraler Bestandteil ist. Allerdings hätte man sich hier auch einen Blick auf die Pädagogischen Hochschulen gewünscht, an denen vor allem die Ausbildung der Lehrer/innen der Primarstufe angesiedelt ist. Dadurch wird leider nicht klar, wie etwa die Ausbildung der Erzieher/innen für die zukünftig schulpflichtige Kindergartenzeit organisiert ist. Insgesamt stellt die erste Ausgabe der Zeitschrift „Heft“ einen gelungenen und auch für die Zukunft vielversprechenden Versuch dar, in einer gemeinsamen Publikationsplattform bildungspolitische Entscheidungen, fachspezifische Forschungsfragen und die Ausbildungspraxis in verschiedenen Schulstufen gemeinsam zu fokussieren. Die integrale Diskussion von fachwissenschaftlichen, fachdidaktischen und fachpraktischen Problemen findet auch im mittlerweile erschienen Heft 02 zum Thema FORMEN DER ARTIKULATION und Heft 03 BILDTHEORIEN eine Fortsetzung. (Joachim Penzel)

- Heft 01, Am Anfang das Bild, Januar 2008, Publikation des Verbandes der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer für Bildnerische Gestaltung, Zürich 2008
- -Heft 02, Formen der Artikulation, Februar 2009, Publikation des Verbandes der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer für Bildnerische Gestaltung, Zürich 2009
- Heft 03: Bildtheorien, Dezember 2010, Publikation des Verbandes der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer für Bildnerische Gestaltung, Zürich 2009
- Spitzer, Manfred: Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens, Heidelberg 2007
- <http://www.bildschule.ch>

Kuratieren. Neue Kuratoren-Studiengänge an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig und der Ruhr-Universität Bochum

Auf die Frage „Wie wichtig sind Kuratoren?“ antwortete der Schweizer Kurator Hans Ulrich Obrist, der laut „Art Review“ als mächtigster Mann im Kunstbetrieb gilt, dem art.Kunstmagazin (12/2009, S. 104): „Für mich war Kuratieren schon immer ein Werkzeug für die Kunst. Künstler sind die wichtigsten Menschen der Kunstwelt, wahrscheinlich sogar der Welt. Und ich helfe Künstlern nur dabei, ihre Projekte zu verwirklichen. Oder um es mit Gilbert & George zu sagen: „To be with art is all we ask!“ Ich habe auch nicht das Gefühl, dass ich meine Ziele bereits erreicht habe. Meine Obsession gilt den Träumen und den unrealisierten Projekten der

Künstler. Und da gibt es noch viel zu tun – es muss noch viel mehr Realität produziert werden. Das ist ein Marathon und kein Sprint.“ Über Kuratieren wird im Augenblick viel diskutiert, vor allem auch unter der Fragestellung, wie man zum Kurator ausgebildet werden kann: Matthias Weiß schreibt dazu in der KUNSTZEITUNG: „Kuratieren ist eine Kernkompetenz im Kulturbetrieb. Ob Galerie, Kunsthalle, Kunstverein oder Museum: Eine Ausstellung oder ein Festival gestaltet sich nicht aus dem Bauch heraus. Die Crux bei der Sache ist, dass es in Deutschland noch gar nicht lange üblich ist, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Und wie büffelt man’s, wenn an den Universitäten „nur“ Kunstgeschichte gelehrt wird? Musste der Nachwuchs sich früher Kenntnisse, Prozeduren und Gepflogenheiten selbst aneignen oder sich in den USA gegen horrenden Studiengebühren spezialisieren, setzen jetzt zwei deutsche Hochschulen Zeichen. Sowohl an der Ruhr-Universität Bochum RUB als auch an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig HGB richtet man in unterschiedlicher Couleur einschlägige Studiengänge für Postgraduierte ein. Abschluss ist ein ordentlicher Master.“ Das Projekt in Bochum heißt „Kunstkritik und kuratorisches Wissen“, das in Leipzig „Kulturen des Kuratorischen“. Es erscheint auf den ersten Blick als das innovativere Projekt. Die HGB beschreibt ihr Vorhaben so: Kulturen des Kuratorischen ist ein in Deutschland einzigartiges weiterbildendes Studienangebot, das anwendungsorientierte Forschungspraxis mit wissenschaftlicher Reflektion verbindet. Es wendet sich an Menschen mit unterschiedlichen disziplinären oder professionellen Hintergründen: den Künsten, der Kulturvermittlung, den Geistes, Sozial- und Naturwissenschaften. Sie vereint, dass sie an einer engagierten Arbeit im kulturellen Feld interessiert sind und sich in konzentrierter, wissenschaftlich fundierter Weise Zusatzqualifikationen für ihre zukünftige berufliche Praxis im Bereich des Kuratorischen aneignen wollen. Neuartig in seiner Konzeption, zielt Kulturen des Kuratorischen darauf ab, nicht nur kuratorische Praxis und relevante kunsthistorische Diskurse anwendungsorientiert zu vermitteln, sondern darüber hinaus das Kuratorische selbst in seinen verschiedenen Facetten dem wissenschaftlichen Studium und der Forschung zuzuführen.

Das Studienprogramm vermittelt Methoden der Konzeption, Organisation und Durchführung kuratorischer Projekte, genauso aber die theoretischen Mittel zur Analyse, Erörterung und Weiterentwicklung von Ausstellungen und anderen Formen der Kulturvermittlung. In transdisziplinär angelegten Seminaren, Workshops, Vorträgen und Exkursionen befassen sich Lehrende und Studierende mit den historischen und aktuellen Verhältnissen, den Bedingungen und Potentialen, die das Kuratorische als eine eigene Methode der Generierung, Vermittlung und Reflektion von Erfahrungen und Wissen herausgebildet hat. Im Mittelpunkt aber stehen die beiden kuratorischen Projekte: Unter realen Bedingungen entwickeln die Studierenden ihre eigenen Statements zu den aktuellen Herausforderungen und Möglichkeiten des Kuratorischen.

Welche Relevanz besitzt das Kuratorische im kulturellen Feld unter den Bedingungen der Globalisierung? Wie verhalten sich Verfahren, Strategien und Effekte des Kuratorischen zu denen der Kunst und Wissenschaft? Wo liegen Gemeinsamkeiten oder Perspektiven des gegenseitigen Austauschs? Welche Eigenheiten zeigt das Kuratorische in den Einzelkünsten und welche Formen nimmt es in unterschiedlichen Kulturen an? Welche Funktionen kommen dem Kuratorischen in den jeweiligen ästhetischen, gesellschaftlichen oder ökonomischen Zusammenhängen zu? In einer Durchdringung von Theorie und Praxis sind es Fragen wie diese, denen sich das Programm des Masterstudiengangs Kulturen des Kuratorischen widmet. Ein Team von Lehrenden der HGB und internationalen Gästen aus Kunst, Wissenschaft und kuratorischer Praxis gestaltet über vier Semester das Angebot des weiterbildenden Studienganges. Er ist so konzipiert, dass er auch berufsbegleitend studiert werden kann. Studierende haben die Möglichkeit, während des Studiums weiter beruflich tätig zu sein - sei es in eigenen Projekträumen, als freie Kurator/innen oder in Institutionen der Kulturvermittlung. Das Studienprogramm ist auf vier Semester verteilt, die Lehrveranstaltungen sind in Blöcken angelegt.“ Ausführliche Informationen zum Aufbau und Programm des Master-Studienganges in Bochum finden sich unter den unten angegebenen Links.

- <http://www.hgb-leipzig.de/index.php?a=studgang&b=kdk&>
- <http://www.kunstgeschichte.rub.de/beta/?cat=66>
- <http://www.kunstgeschichte.rub.de/beta/wp-content/uploads/2009/06/programm.pdf>
- Weiß, Matthias: Kunstnahe Vermittlung. Neue Kuratoren-Studiengänge in Bochum und Leipzig. In: Kunstzeitung 157, September 2009, S. 13

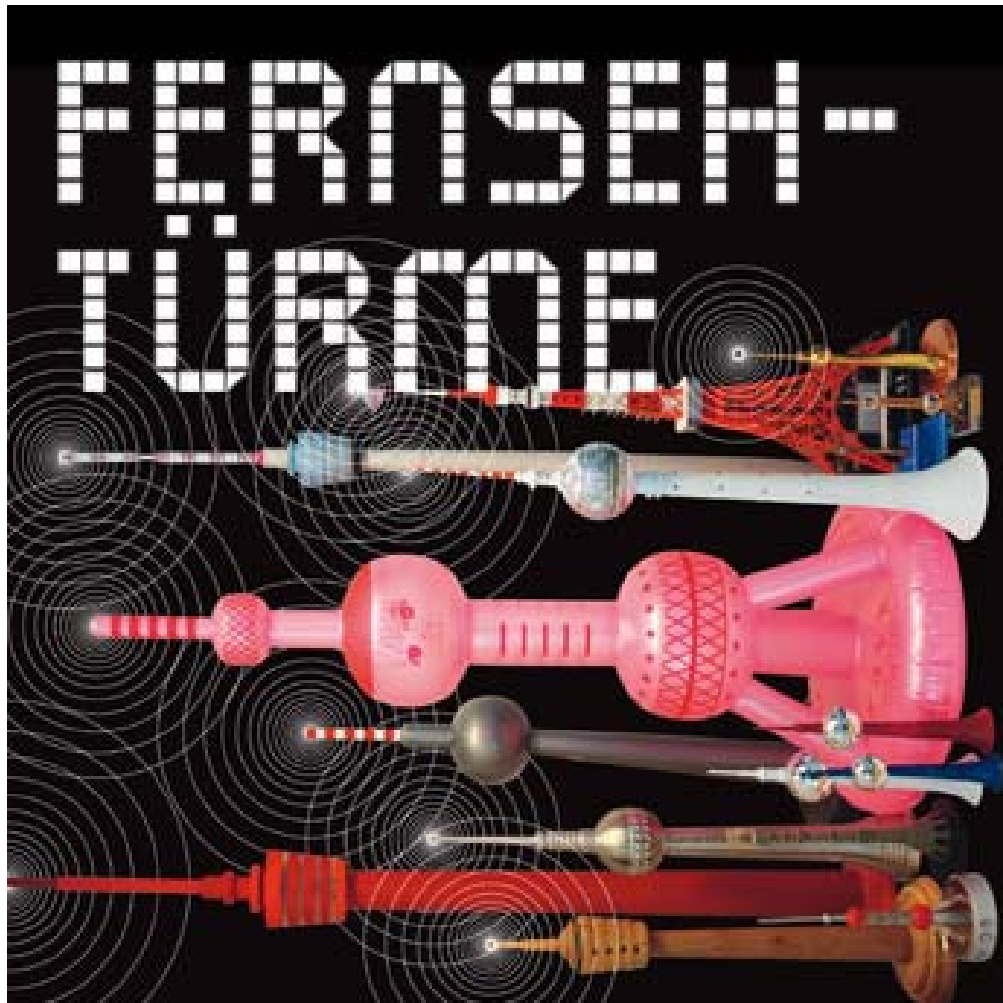
Fernsehtürme. Eine Ausstellung des Frankfurter Architekturmuseums

„Ob in Moskau, Belgrad, Berlin oder Kairo – kaum eine Stadt oder eine Nation, die sich als fortschrittlich darstellen wollte, konnte auf den demonstrativen Bau eines Fernsehturms verzichten.“ „Die Fernsehtürme, die seit 1950 die Städte überragen, sind fast immer Symbole für gesellschaftlichen Wandel bzw. politische oder wirtschaftliche Macht“, so die Ausstellungskuratoren Friedrich von Borries, Matthias Böttger und Florian Heilmeyer (Raumtaktik, Berlin). „Kein anderer Gebäudetyp war in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts politisch so aufgeladen wie der Typus der Fernsehtürme.“ Wie sich am Berliner Fernsehturm zeigen lässt – am 3. Oktober 2009 ist der 40. Jahrestag seiner Einweihung – sollte mit dem Bauwerk nicht nur jeder Turm im Westen Deutschlands in den Schatten gestellt werden, sondern zugleich ein Höhepunkt für die Umgestaltung des Ostberliner Zentrums geschaffen werden.

Auch heute noch werden Fernsehtürme errichtet; derzeitig laufen zwei Projekte in Japan und China, die beide mit 610 Meter hohen Türmen den CN Tower in Toronto als höchsten Fernsehturm der Welt ablösen wollen. Die Ausstellung zeigt 25 realisierte oder geplante Fernsehtürme in Ashgabat, Auckland, Barcelona, Bagdad, Belgrad, Berlin, Brasilia, Guangzhou, Jakarta, Jekaterinburg, Johannesburg, Kairo, Las Vegas, Liberec, Moskau, Prag, Riga, Shanghai, Stuttgart, Taschkent, Teheran, Tokio (2x), Toronto und Vilnius. Noch nie zuvor waren so viele Fernsehtürme in einer Ausstellung versammelt. Die weltweite Verbreitung der Türme, die 1956 mit der Einweihung des Stuttgarter Fernsehturms ihren Anfang nahm, zeichnet die politische Geschichte des 20. Jahrhunderts nach: Auf die Systemkonkurrenz zwischen Ost und West folgte das Ringen der Global Cities um touristische und ökonomische Anziehungskraft. Die ersten Fernsehtürme entstanden vor allem in Europa, Neubauten entstehen derzeitig fast ausschließlich in den aufstrebenden Staaten Asiens und im Nahen Osten.

Die meisten Fernsehtürme sind durch die politischen Zeitumstände ihrer Errichtung geprägt. Sie sind zugleich ingenieurtechnisches Wagnis und Zeichen des gesellschaftlichen Fortschritts. Die meisten von ihnen haben deshalb einen festen Platz in der Populärkultur ihrer jeweiligen Städte und Länder; werden geliebt oder gehasst, in Form von Souvenirs an Touristen verkauft und auf Postkarten gedruckt. Mehr als bei allen anderen Arten von Gebäuden geht es bei den TV-Türmen buchstäblich um die Signalwirkung der Architektur. Anders als in vielen Architekturausstellungen werden die Besucher im DAM keine Architekturmodelle, Renderings oder Konstruktionszeichnungen finden, sondern eine Objektsammlung der Alltagskultur: Briefmarken und Postkarten, Cocktailmixer und Käsespieße, Nachttischlampen und Schnapsflaschen, Stifte, Schneekugeln, Puzzle und Kerzen. Das DAM wird zum Souvenirladen, der die Vielfalt der individuellen Aneignung der (Staats-)Architekturen dokumentiert. In mehreren Erzählsträngen werden Entwicklungen in verschiedenen Ländern einander gegenübergestellt, so beispielweise zu den Themen Propaganda, Marketing und Zerstörung.“ (Deutsches Architekturmuseum) Vor allem die Methode des Sammelns wird hier als ästhetische und didaktische Kategorie zur Präsentation der Objekte einzusetzen. Die Unterschiedlichkeit der Sammelobjekte und ihrer Materialien, macht diese Ausstellung für Kunstpädagoginnen und Kunstpädagogen interessant.

- <http://www.goethe.de/kue/arc/nac/de5099847.htm>
- <http://www.dam-online.de/portal/de/Ausstellungen/Start/0/0/53828/mod891-details1/1594.aspx>



Caravaggio und Bacon. Eine Ausstellung in London

Das Leben und Werk von Caravaggio ist mit Assoziationen wie einem exzessivem Lebenswandel, schmerzverzerrten Physiognomien, Gewalt, Grauen verbunden. Sucht man einen Vergleich mit einem Maler im 20. Jahrhundert, so liegt der mit Francis Bacon nahe, der in diesem Jahr seinen 100. Geburtstag feierte. „Suff, Sodomacho, Kreuzigungen“ titelte DIE WLT am 28. Oktober 2009 aus Anlass des Geburtstages von Bacon, wobei die hier gewählten klischeehaften Charakterisierungen wiederum auch auf Caravaggio zutreffen. Für die Galleria Borghese in Rom war dieser 100. Geburtstag eines der bedeutendsten Maler des 20.

Jahrhunderts Anlass einer Ausstellung „Caravaggio – Bacon“: „Die Gegenüberstellung offenbart eine tiefe Wahlverwandtschaft, die weit über die Klischees hinausgeht, die beiden Malern gleichermaßen anhaften“, so Eva Clausen in der Neuen Züricher Zeitung.

„Die Galleria Borghese in Rom zeigt bis zum 24. Jänner 2010 in ihren historischen Räumen „Caravaggio – Bacon“, eine Ausstellung, die einlädt, den englischen „Maler der gequälten Körper“ vor historischem Hintergrund zu studieren. Umgeben von Werken der Hochrenaissance (Raffael, Tizian) und jetzt vor allem im Dialog mit den barocken Kompositionen Caravaggios, zeigt sich das dramatische Potenzial von Bacons Figurenauffassung besonders deutlich. Raffaels Bilder – und mögen sie noch so eindringliche Themen vorstellen wie die berühmte „Baglione Grabtragung“ demonstrieren die Überzeugung vom Menschen als Ebenbild Gottes. Caravaggio wurde hingegen von der Kunstkritik bereits seit dem 19. Jahrhunderts als ein „Moderner“ beschrieben wird, da seine Bilder bereits ob ihres Realismus die Zeitgenossen verstörten und das Publikum in ein Pro- und Contra-Lager teilte. Die eindringliche Schilderung der Enthauptung des Holofernes durch die alttestamentarische Heldin Judith (1597-1600, Abb. 2) zeigt deutlich die Grausamkeit der Tat, das Spritzen des Blutes und die emotionale Starre der Rächerin. Caravaggio bediente sich des, in der Folge nach ihm benannten, Hell-Dunkel Effektes, um die Eindringlichkeit seiner Bildfindungen zu steigern. Obwohl die Israelitin Judith in der Bibel als Werkzeug Gottes betrachtet wird, wirkt ihr Handeln gräulich: Der Körper des Opfers windet sich, der Kopf ist nahezu vom Körper getrennt und Augen wie Mund weit aufgerissen. Beinahe kann man das gurgelnde Geräusch des im eigenen Blut erstickten Schreis vernehmen.

Das Schreien ist auch im Werk des englischen Malers Francis Bacon (1909-92) ein außerordentlich wichtiges Thema, denn er wurde mit den Bildern von Päpsten (nach der Vorlage des Porträts von Innozenz X. von Velázquez) berühmt, deren Gesichter zu maskenhaften, schreienden Fratzen verzerrt sind. Der Autodidakt setzte sich seit den 1930ern vehement für die figurative Malerei ein, deren Quellen mannigfaltig und oft in fotografischen Abbildungen historischer Gemälde zu finden ist. Einst meinte er sogar „Bilder erzeugen Bilder in mir“! Gleichzeitig wollte er aber auch mit der Technik und der Tradition brechen, „um etwas wirklich

Neues zu leisten“. Inspiration durch Rückgriff auf die Tradition, Verarbeitung derselben, sich beim Malen selbst vom Zufall treiben lassen, tiefsten Pessimismus in Bilder fassen, und das Monströse des Materials der Malerei, Farbe wie auch Form, gehören zu den wichtigsten Begriffsfeldern der Kunst Bacons. Seine Figuren erscheinen meist einsam, gequält allein durch ihre Existenz, eingesperrt in fast unsichtbare Käfige. Keine Geschichten begründen mehr die Grausamkeiten der Welt und des menschlichen Seins, der Erfahrung von Andersheit, von der Ausgesetztheit in eine unwirtliche Welt. Von den Dämonen in uns allen handeln Bacons Porträts. Obwohl er sich der figurativen Malerei verschrieb, wollte der Maler keine rationalen, empirisch nachvollziehbaren Erzählungen schaffen, sondern unvermutete Schockwirkungen, die das Nervensystem der Betrachter direkt ansprechen sollten. Und das ist ihm gelungen!“ (Alexandra Matzner)

Zum Werk und zur Person von Caravaggio hat Sybille Ebert-Schifferer im Münchner C.H.Beck Verlag eine umfassende, aktuelle Monografie vorgelegt.

- <http://www.kunstforum.com/content/caravaggio-bacon-241.html>
- http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/aktuell/das_gesicht_der_menschlichen_pein_1.3909897.html
- Ackermann, Tim: Malen bis Mittag, Trinken bis Mitternacht. Francis Bacon entwarf einen Kosmos von Schmerz, Grauen und Chaos. Der Maler, der dieser Tage 100 Jahre alt geworden wäre, inspiriert Künstler bis heute. In: WELT AM SONNTAG, Nr. 43, 25. Oktober 2009, S. 78
- Ebert-Schifferer, Sybille: Caravaggio. Sehen – Staunen – Glaube. München 2009
- http://www.galleriaborghese.it/nuove/emostre.asp?mostra=caravaggio_bacon (englischer Text)





Abb. Caravaggio: Judith und Holofernes, 1597-1600 (Rom, Palazzo Barberini)



Abb. Francis Bacon: Triptychon August 1972, 1972 (London, Tate Gallery)

Kunst mit Beipackzettel. Erwin Wurm im Münchener Lenbachhaus

„Eine Kunst mit Beipackzettel, wie bei Arzneimitteln: Erwin Wurm hat eine Gebrauchsanleitung für eines seiner Kunstwerke mit dünnem schwarzen Stift auf den runden, rosafarbenen Sockel gekritzelt. „Bitte das Podest betreten und die Skulptur nach Anweisung realisieren“, heißt es zum Beispiel. Werkstoff dieses nach Vorgabe zu realisierenden Kunstwerkes: der Mensch, der sich die Hand in den Schritt steckt. Die schlaffe Zunge aus dem Mund hängen lässt oder seine blanke Stirn gegen eine hölzerne Stuhllene presst und mit eingefrorener Mimik, stier dreinblickend, in dieser skurrilen Pose verharrt – genau 60 Sekunden lang. Unversehens beschleicht einen beim schadenfrohen Zusehen und Fremdschämen auch gleichzeitig die Ahnung, dass man vielleicht gerade selber zum Kunstwerk geworden, zum Artefakt umgepolt wurde, ohne es gemerkt zu haben. Die Kunst lauert hier überall.“ (Inga Ehret) Das Ziel von Erwin Wurm ist es, dass seine Arbeiten auf den ersten Blick und ohne große Interpretationshilfen verständlich sind. Wurm bedient sich dabei des tradierten „V-Effekts“ (Verfremdungseffekt), wie ihn Bertolt Brecht im Kontext seines epischen Theaters beschrieben hat, der im Kern darin besteht, dem Betrachter vertraute Dinge in einem neuen Licht

erscheinen zu lassen und so die Widersprüche der Realität sichtbar zu machen. So wird die Wahrnehmung der Betrachter dadurch herausgefordert, dass physikalische Grundgesetze aufgehoben scheinen. Bekannte Alltagsgegenstände werden zu etwas neuartigem Absurden zusammengefügt. Wurms Skulpturen nehmen aber auch Inhalte im Kontext aktueller, gesellschaftskritischer Themen wie „Körperkult und Konsumfetischismus. In seiner „FAT-Serie“ spielt er mit den Volumenverhältnissen und zeigt aufgepumpt, deformiert erscheinende Sportwagen und Häuser, sowie die Figur eines kugelrunden Künstlers, nachdem er die Welt verschluckt hat.“ (Teresa Lehmann)

Seit mehr als 25 Jahren dreht sich Wurms Arbeit um die Erweiterung eines traditionellen Skulpturenbegriffs in einen neuen, von performativen Elementen geprägten Ansatz: „Wenn Erwin Wurm eine Form aus der unerschöpflichen Asservatenkammer des Gegenständlichen herausgreift und zum Gegenstand seiner Bilderei macht, dann wird dieses Ding zu etwas anderem und trägt fortan einen weiteren, besonderen Sinn mit sich. Autos, Kartoffeln, Gurken, Kleidung, um nur einige Objekte aus der Welt des Realen zu nennen, hat er in seinen Skulpturen „behandelt“, sie in ihrem Sinn verdreht und so neue Bilder gewonnen. Der Gedanke des Performativen spielt dabei eine wesentliche Rolle. So verwandelt er scheinbar banale Situationen, Gesten oder Handlungen in „One Minute Sculptures“ zu Ausdrucksformen einer „verfestigten Zeit“. Allein einen Gestus über eine Minute lang auszuhalten, verdeutlicht Sinnbezüge, die in der Geschwindigkeit des „normalen“ Ablaufs verloren gehen. Fotografien helfen, die plastischen Situationen zu bannen und in Bildern zu verdichten. Ähnliches kann sich auch in Filmen ereignen: Ein Mann steht unbeweglich von Sonnenaufgang bis -untergang und wird so durch die eingefangene Dauer zur Skulptur, fester, konstanter als die Sonne, die während dessen ihren Bogen zieht. Autos werden unter dem scharfen, auch ironischen Blick des Bildhauers zu „schrägen“ Objekten, indem sie sich verbiegen, seitlich neigen, an der Wand lehnen, oder wie im Film zu sehen ist, Hauswände emporfahren und das Lot- wie Waagrechte verkehren.“ (Lenbachhaus München)

Im Archiv der Unterrichtsbausteine des Schroedel-Kunstportals findet sich eine umfangreiche Unterrichtseinheit zu Erwin Wurm.

- http://www.schroedel.de/kunstportal/html/unterrichtsbausteine/2007_07/ubaust.xtp
- [http://www.lenbachhaus.de/cms/index.php?id=58&tx_ttnews\[tt_news\]=152&tx_ttnews\[backPid\]=1&cHash=7ac8fb777e](http://www.lenbachhaus.de/cms/index.php?id=58&tx_ttnews[tt_news]=152&tx_ttnews[backPid]=1&cHash=7ac8fb777e)
- Lehmann, Teresa: Skurrile Momente – Skulptur ist Handlung. Erwin Wurm, Kunstbau Lehnbachhaus München. In: kunst:art. Heft 10, 2009, S. 9
- Ehret, Inga: Nur 60 Sekunden. Die aufgeblasene Welt des Erwin Wurm im Kunstbau des Münchner Lenbachhauses. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 241, 20. Oktober 2009, S. 13



Abb.: Erwin Wurm: Der Taschenfabrikant, 2008 (Quelle: <http://www.lenbachhaus.de>)

Nicht ohne meinen Venezianer. Rubens und seine Vorbilder

Kopieren von Bildern aus der Geschichte der Kunst waren in früheren Zeiten Teil der künstlerischen Ausbildung: „... seit der Frührenaissance lernten junge Künstler ihr Handwerk durch das Reproduzieren von Vorlagen: Es übte die Hand und schärfte den Blick. Dürer riet seinen Lehrlingen, sich so lange an Vorbildern zu schulen, „pis daz er ein freie hant erlangt.“ (Brita Sachs) Kopien und Kopieren haben immer auch einen zweifelhaften Ruf und gelten als „minderwertig. Wie falsch diese Sicht ist, zeigt jetzt eine große Münchner Ausstellung zu Rubens als Kopisten.“ (Brita Sachs) „Rubens im Wettstreit mit den Alten Meistern“ – so der Titel der Ausstellung, die noch bis zum 7. Februar 2010 in der Alten Pinakothek zu sehen ist und durch einen bei Hatje Cantz verlegten Katalog begleitet wird.

„Rubens als Maler von Kopien? Was nach heutigem Verständnis eine bloße Reproduktion ohne die Aura des Originals ist, verstand Rubens als besondere künstlerische Herausforderung. Sein Werk umfasst eine große Gruppe dieser Nachschöpfungen, häufig

nach berühmten Gemälden von Tizian oder Raphael. In München erstmals in einer exquisiten Auswahl gezeigt, dokumentieren diese Gemälde, dass Rubens' Auseinandersetzung mit seinen Vorbildern zugleich ein künstlerischer Wettstreit war. Denn indem er nur geringe Details veränderte, fand Rubens häufig neue Lösungen, die manchmal seine Vorlagen noch übertrafen und ihnen eine überraschende Modernität verliehen.“ (Alte Pinakothek) Die Ausstellung liefert einen wichtigen Beitrag zu dem auch für die Kunstpädagogik wichtigen Feld „Vorbild – Nachbild“. Immer, auch auf Reisen, wo es Rubens für wichtig und bedeutend hielt, fertigte er Zeichnungen und Kopien von Bildern und Skulpturen, so als er als 22-Jähriger erstmals durch Italien reiste oder später, als er als Maler und Diplomat die Königshöfe in Madrid und London kennenlernte. Was für die Bedeutung dieser Kopien für Rubens selbst spricht, ist, dass er viele bis zu seinem Tode bei sich aufbewahrte. Dass die Bilder Tizians dabei eine besondere Rolle spielten, liegt u.a. in Rubens' „von Tizian inspirierten Traum von Frauenschönheit“ (Willibald Sauerländer) begründet: „In der Heirat mit der blutjungen, schönen Helene Fourment wird dieser Traum sich erfüllen. Sich an Tizian erinnernd, hat Rubens Helene in dem „Pelzchen,“ das heute in Wien hängt, gemalt.“ (Willibald Sauerländer) Rubens, so Brita Sachs, „befasst sich nicht als kleinkrämerischer Nachahmer mit dem Werk des Älteren, sondern kommentiert es in seiner Wiederholung.“

- http://www.pinakothek.de/alte-pinakothek/kalender/kalender_index.php?haupt=ausstellungen&inc=ausstellung&action=&which=3221
- Brita Sachs: Er wollte der bessere Tizian sein. Nachahmen, bis dass er freie Hand erlangt: Kopien haben einen schlechten Ruf, gelten als minderwertig. Wie falsch diese Sicht ist, zeigt eine große Münchner Ausstellung zu Rubens als Kopisten. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 246, 23 Oktober 2009, S. 31
- Sauerländer, Willibald: Nicht ohne meinen Venezianer. Die Münchner Alte Pinakothek zeigt Werke von Peter Paul Rubens im Kreis seiner malerischen Vorbilder. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 244, 23. Oktober 2009, S. 11



Abb.: Peter Paul Rubens: Armor schnitzt den Bogen, 1614

Kunst-Toiletten. Zum Weltoilettentag am 19.11.2009

Wer hat schon vom Weltoilettentag am 19.11. Kenntnis genommen, 2001 von der UNO erstmals initiiert. „Heute ehren wir einen ganz besonderen Lebensbegleiter. Stille Existenz, immer ein Zufluchtsort und für jeden Scheiß zu haben: die Toilette. Der "Weltoilettentag", mitgetragen von den Vereinten Nationen, macht auf die weltweiten Zustände von Sanitäranlagen aufmerksam. Denn während in Deutschland klinisch-weiße Keramikschüsseln weit verbreitet sind, bleiben saubere Toiletten an anderen Orten der Welt Mangelware. Wie problematisch die Situation ist, zeigen die Zahlen der Kinderhilfsorganisation Unicef und der Weltgesundheitsorganisation WHO: Rund 38 Prozent der Weltbevölkerung hatte im Jahr 2008 keinen Zugang zu sauberen, funktionierenden Sanitäranlagen. Für diese rund 2,5 Milliarden Menschen besteht eine erhöhte gesundheitliche Gefahr, weil die Abwesenheit von Kanalisation und fließendem Wasser das Krankheitsrisiko erhöhen. Durchfallerkrankungen treten gehäuft auf und können bei Kindern in Entwicklungsländern tödlich verlaufen. In diesem Zusammenhang scheint die Werbung für Desinfektionssprays im sterilen deutschen Fernsehen lächerlich“ – so Yin Tsan in einem Artikel der Berliner taz am 19.11.2009. Findige Kulturkritiker schlichen sich an diesem Tag auf die Toiletten philosophischer Fakultäten deutscher Universitäten, um dort kluge Mauersprüche auf den Toilettenwänden zu finden. Der 19.11. ist nämlich auch Tag der Philosophie.“

„Auch Götter brauchen Hygieneartikel. Zum Weltoilettentag: Wie bildende Künstler seit Marcel Duchamp den stillen Ort zur öffentlichen Sache machen – und so auch die Klosetts selbst verändert haben“, so überschrieb die Hamburger Kunsthistorikerin Monika Wagner einen lesenswerten Artikel zum 19.11. der in der Süddeutschen Zeitung erschien und von Marcel Duchamps berühmten Ready-Made „Springbrunnen“ (1917), einem umgedrehten Urinal auf einem Sockel, ausgehend eine Kunstgeschichte der Toilette in der Kunst des 20. Jahrhundert entwickelte: „Duchamp konnte 1917 nicht wissen, dass im Jahr 2001 der 19. November zum jährlichen Weltoilettentag erklärt und im Kampf um die Hygiene nationale Toilettenkomitees eingerichtet werden würden; auch war nicht voraussehbar, dass der Tabubruch von "Fountain" knapp 50 Jahre später in ein erstaunliches Interesse am Verdrängten umschlagen sollte und Künstler wie Richard Hamilton, Claes Oldenburg, Judy Chicago, Ilya Kabakov, Olaf Metzger oder Gregor Schneider Toiletten zum Thema ihrer Arbeiten erheben würden. Er konnte auch nicht ahnen, dass Stararchitekten wie Rem Koolhaas öffentliche Klohäuschen entwerfen und namhafte Künstler benutzbare Toiletten ausstatten würden. Die Kunst, so lässt sich sagen, war maßgeblich daran beteiligt, den verschwiegenen Ort ins Bewusstsein zu heben und zu nobilitieren.

Es begann in den Sechzigern, als die Künste die Banalität des Alltäglichen, Schmutz und Abfall ebenso wie den Körper in seinen Funktionen und seiner Materialität entdeckten.

Verschweißte der italienische Konzeptualist Piero Manzoni in "Merda d'artista" angeblich seine eigenen Exkremente in Dosen (ein nur durch die Zerstörung des Werks zu lüftendes Geheimnis), so interessierte sich die Pop-Art für die Toilette mit Zubehör als ambivalentem Zeichen der Zivilisation. Der Ort der Ausscheidung korrespondierte nun mit den Nahrungsmitteln, welche die Pop-Art als Signum der Überflussgesellschaft feierte. Während Tom Wesselmanns Stillleben Produkte amerikanischer Supermärkte auftürmen, tummeln sich in seinen Badezimmercollagen nackte weibliche Stereotypen zwischen Wanne und Toilette. Die Toilette ist hier Teil des Interieurs, dessen Sterilität mit glatten Kunststoffen noch betont wird. Einmontierte Duschvorhänge aus farbigen Plastikbahnen und hochgeklappte Klobrillen ragen in den Betrachtterraum. Mit Witz zelebrieren die in den Farben der amerikanischen Flagge dargestellten Badezimmer Hygiene als amerikanische Errungenschaft. Gegen die antiseptischen Oberflächen von Wesselmanns amerikanischen Badezimmern hat der aus Schweden stammende Claes Oldenburg Einspruch erhoben. Gigantischen Tortenstücken oder weichen Hamburgern stehen bei ihm schrumpelige Klobecken zur potentiellen Entsorgung gegenüber. Oldenburg unterlief mit den aus knautschigem Vinyl, aus Wellpappe und grobem Segeltuch gefertigten Toiletten und Wasserkästen die glänzende Hygiene der Warenwelt und setzte stattdessen auf die Vulgarität des Rohen.“

- <http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/491193>
- <http://www.taz.de/1/leben/alltag/artikel/1/klo-ist-keine-selbstverstaendlichkeit/>
- Klant, Michael/Walch, Josef: Grundkurs Kunst 2. Plastik Objekt Skulptur. Braunschweig 2003. Darin: Die Umwertung aller Werte. Marcel Duchamps Ready-mades, S. 161



Abb.: Marcel Duchamp: Springbrunnen, 1917/Replik 1964 (Quelle: http://www.google.de/imgres?imgurl=http://www.students.sbc.edu/evans06/images/Marcel%2520Duchamp.jpg&imgrefurl=http://www.students.sbc.edu/evans06/presentation.htm&h=1269&w=1074&sz=193&tbnid=5ODf6qxBFqWA7M:&tbnh=150&tbnw=127&prev=/images%3Fq%3DDuchamp&usq=_YW3Q8hNUDuUID8rrwR_cixl52Pc=&ei=VyIIS6mwN5CB_QaKqqnPBA&sa=X&oi=image_result&resnum=4&ct=image&ved=0CBkQ9QEwAw)



Abb.: Toiletten vor dem Berliner Hauptbahnhof am World Toilet Day 2008 (Quelle: <http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/491193>)



Abb.: Alles sauber? (Quelle: <http://www.taz.de/1/leben/alltag/artikel/1/klo-ist-keine-selbstverstaendlichkeit/>)